

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

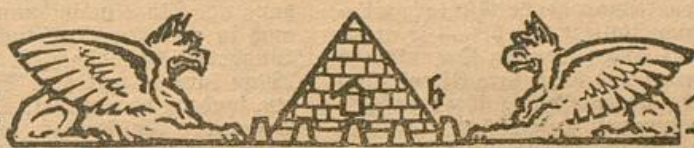
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1922**

18.6.1922 (No. 25)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

11. Jahrg. No 25



18. Juni 1922

Karl Doll / Ueber den Krankheitsbegriff und seine  
geschichtliche Entwicklung.

(Nach einem Vortrag im Naturwissenschaftlichen Verein in Karlsruhe.)

## II.

Der Volksglaube im Altertum nicht bloß, sondern noch bis über das Mittelalter hinaus personifizierte die Krankheiten. Böse Geister, Dämonen, Teufel in mancherlei Gestalt sollten bei psychischen Krankheiten sowohl wie bei körperlichen in die Menschen hinein fahren und von ihnen Besitz ergreifen. Bei den unglückseligsten Völkern ist das heute noch so. Sprachlicher Ausdruck dafür sind Worte wie Besessenheit und Besessensein. Beschwörungen, Austreibung der bösen Geister, Exorcismen durch geistige oder körperliche Maßnahmen sollten die Kranken von den bösen Plagegeistern befreien. Selbst Martin Luther hielt noch körperliche Leiden, von denen er bekanntlich schwer heimgegriffen war, so gut wie Seelenkämpfe für ein Werk des Satans und zwar im wirklichen, nicht etwa im bildlich übertragenen Sinn. Es sind uns eine Reihe dahin gehender mündlicher und schriftlicher Äußerungen von ihm überliefert, so, daß er bei Schwindelanfällen und anälenden Kopfschmerzen „die bestksten Anfälle des Satans zu bestehen habe“, daß bei solchen Anfällen der Satan da seine Gesandtschaft bei ihm gehabt habe oder ein andermal: „Auch diese leibliche Schwäche, die viel weniger hart gewesen sei als vorher die geistliche Anfechtung, sei wohl nicht natürlich gewesen, sondern vielleicht ein Leiden wie das des Paulus, als Satan denselben mit Fäusten geschlagen habe. (Dr. Julius Köstlin, Martin Luther. Sein Leben und seine Schriften. 1883.) Wir wollen aber nicht hochmütig sein und uns daran erinnern, daß auch in unserem 20. Jahrhundert noch Christian science und Gesundbeten im Schwunge sind, und zwar nicht nur bei den Armen im Geiste, sondern gerade in Kreisen, die sich sonst zu den Vornehmen und Gebildeten rechnen. Die Menschheit, auch die sogen. Kulturmenschen, verfügt eben auf diesen Gebieten noch über einen solchen Grundstock an Dummheit und Aberglauben, daß anzunehmen ist, dieser Grund werde bis zu seiner Erschöpfung noch für eine Reihe von Jahrhunderten vorhalten. Einzelne philosophisch denkende Köpfe machten sich auch im Altertum schon von dieser dämonistischen Auffassung frei, doch blieb die Neigung, das Wesen der Krankheit nicht als einen Vorgang in dem erkrankten Subjekt, sondern als etwas für sich Existierendes, von ihm losgelöstes aufzufassen, auch bei ihnen bestehen. Man spricht in diesem Sinne von der Autonomie der Krankheit. So macht Platon in einem seiner bekanntesten Dialoge, der nach einem der Teilnehmer die Bezeichnung Timaios führt, den Versuch, die Entstehung der Krankheiten auf durchaus natürliche Ursachen zurückzuführen. Es ist ein Versuch mit unzureichenden Mitteln, da die damaligen anatomischen und pathologischen Kenntnisse noch höchst mangelhafte waren. In diesem Dialog finden sich auch die Sätze (Philosophische Bibliothek), Bd. 179, Leipzig 1919, Uebersetzer Otto Apelt): „Die Art nämlich, wie sich die Krankheiten entwickeln, hat immer eine gewisse Ähnlichkeit mit der natürlichen Entwicklung der lebenden Geschöpfe. Denn auch die Gestaltung dieser geht so vor sich, daß bestimmte

Lebensperioden zu durchlaufen sind und sowohl das ganze Geschlecht, wie jedes einzelne Geschöpf hat sein fest bestimmtes Schicksal, abgesehen von den Eingriffen der blinden Notwendigkeit.“ In diesem Ausspruch darf ein Anklang an die Vorstellung von einer Autonomie der Krankheit erblickt werden.

Auch in der wissenschaftlichen Medizin u. unter den Ärzten ist diese Auffassung, die man auch als ontologische bezeichnet, immer wieder, wenn auch in verschiedener Gestalt aufgetaucht. Erst in unserer Zeit hat ihr eine streng naturwissenschaftliche Betrachtungsweise wohl ein für alle Mal ein Ende bereitet.

Im Ausgang des Mittelalters war der bedeutendste und bekannteste Vertreter dieser ontologischen Richtung Theophrastus Bombastus von Hohenheim, gen. Paracelsus (1493—1541). In dem phantastischen Kopf dieses Arztes, den man eine der genialsten und faszinierendsten, originellsten und begabtesten Persönlichkeiten in der ganzen Geschichte der Medizin genannt hat, malte sich die Krankheit als eine Art parasitärer Wesenheit, als ein Mikrokosmos im Mikrokosmos, d. h. im Menschen, dem seinerseits wieder als Correlat der Makrokosmos d. h. das Weltall entspricht. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde in England, so namentlich von dem bekannten Dubliner Kliniker William Stokes lebhaft die Frage erörtert, ob gewisse Infektionskrankheiten im Laufe der Zeit und in verschiedenen Epidemien einer Umwandlung oder einer wesentlichen Aenderung des gewohnten Krankheitsbildes fähig seien, eine Frage, die für uns als im bejahenden Sinne entschieden gelten kann. Widersprochen wurde dem von einer anderen Gruppe von Ärzten nicht allein in England, welche die Krankheit als eine ein für alle Mal gegebene Wesenheit für sich betrachteten. Diese sollte, einem Parasiten gleich, den Menschen befallen und in ihm ein selbständiges Dasein führen. Man hat diese besondere Richtung oder Schule in der Medizin auch als Nosoparasitismus bezeichnet. Als ihre Vertreter in Deutschland werden hauptsächlich genannt, neben Schönlein der Professor in Jena, Karl Wilhelm Stark (1787—1845) und die Ärzte Ferd. Jahrb. in Meiningen (1804—1859) und Robert Volz in Karlsruhe (1808 bis 1882\*). Schönleins Lehre gipfelte in der *Emanzipation* der Krankheit, wie man sich damals ausdrückte, d. h. in der Feststellung derselben, also eines positiven Naturwesens, das gleichen Gesetzen gehorchend, auf gleiche Weise erforscht werden müsse, wie die Schöpfungen der andern Naturreiche. In der Vorrede zu seiner allgemeinen Pathologie (1838) bezeichnet Stark als Ausfluß einer

\* Robert Volz ist nicht zu verwechseln mit seinem Bruder Adolf Volz, gleichfalls Arzt in Karlsruhe. Dieser ist bekannt als der Verfasser einer kleinen i. J. 1846 erschienenen Schrift mit dem Titel: „Die durch Kohlfleie bedingte Durchdringung des Wurmlorkabes“. Hier ist das, was man heute Blinddarmveränderung, oder richtiger Wurmlorkabentzündung (Appendicitis) nennt, nach Urtage und Wesen erstmals richtig beschrieben. Den Ärzten Baden's lebt Robert Volz in dankbarer Erinnerung als der Begründer ihrer ärztlichen Bliventasse und ihrer ärztlichen Mittelungen.

naturhistorischen Betrachtungsweise „die Krankheit nicht bloß überhaupt als einen lebendigen, sondern mit allen wesentlichen Attributen des normalen Lebens, sogar mit den Hauptformen desselben ausgestatteten, selbständigen und parasitischen Prozeß.“ Noch präziser ist folgender Satz: „Die Pathologie lehrt uns die Krankheit an sich als besonderes Naturwesen kennen, aber nicht in ihrer Verbindung und Wechselwirkung mit dem Mutterorganismus, auf und in welchem sie als Parasit nur leben kann.“ Speziell Zahn vergleicht diese Krankheitswesen mit Lebensformen auf den untersten Stufen der Organisation wie niedere Pilze, Infusorien und dergleichen. Die Krankheit stellt also nach ihm „einen niederen höchst unvollkommenen Organismus“ dar, der, sich in das Leben selbst eindrängend, in und neben ihm besteht. Ganz folgerichtig setzt dann Zahn noch auseinander, daß die Krankheiten, nachdem sie sich entwickelt und eine gewisse Zeit bestanden haben, ebenso zu Grunde gehen, also sterben, wie andere Lebewesen, denen auch nur eine gewisse Zeit zu leben vergönnt ist. Kurz ausgedrückt: die Krankheiten sind nach ihm selbständige Organismen, welche leben und sterben.

Auch Robert Volz bezeichnet in einer schwing- und temperamentvoll geschriebenen Jugendarbeit (Medizinische Zustände und Forschungen im Reiche der Krankheiten, Pforzheim 1839) die Krankheit als etwas Selbständiges. Sie ist nach ihm „ein in sich geschlossener mit seinem eigenen Leben begabter, nach seinen Gesetzen vegetierender, niederer Organismus, eine höheren Organismen aufgedrängene, an ihnen schmarobende Asterorganisation.“ „Da die Krankheit jedoch nicht isoliert besteht“ — so argumentiert er weiter — „sondern auf einem fremden Organismus wurzelt, so werden durch diesen Boden und durch ihre Einwirkung auf denselben und dessen kämpfende Gegenwirkung ihrer Erscheinung eine neue Reihe von Erscheinungen ausgedrückt.“ Zudem er noch besonders diesen feindlichen Kampfszustand zwischen schmarobendem Krankheitswesen und befallenen Organismus hervorhebt, meint er weiter in einem etwas kühnen Vergleich: „Mit demselben Recht kann die Fliege das Spinnennetz oder das Huhn den Sperber für eine Krankheit halten. Am Ende dürfen wir uns nicht beklagen, wenn der Hase seinen Jäger eine Krankheit nennt.“ In anschaulicher Weise schildert uns auch Kuhmaul in seinen bekannten „Jugenderinnerungen eines alten Arztes“ (Stuttgart 1899), die ontologische Auffassung des Wesens der Krankheiten, wie sie in seiner Heidelberger Studienzeit von seinem klinischen Lehrer Prof. Puchelt (1783—1856) noch vertreten wurde.

Wir sehen im Nosoparasitismus eine merkwürdige Vorahnung dessen, was uns später die Bacteriologie gelehrt hat, und ebenso merkwürdig: sie sind beide in denselben Irrtum verfallen, indem sie Ursache und Wirkung, indem sie den Erreger und die Krankheit selbst zu einer Einheit verschmolzen haben. Hier ist nur der eine prinzipielle Unterschied: Bei dem, was die moderne Bacteriologie entdeckt hat, handelt es sich tatsächlich, wie ihnen ja bekannt ist, um echte Parasiten, die Krankheiten hervorzurufen. In unserer bacteriologischen Ära hat nun tatsächlich eine Zeit lang die Annahme Geltung gehabt: Wo der Erreger, wo der Bazillus ist, da ist auch die Krankheit. Dabei darf zunächst nicht vergessen werden, daß all das nur für den beschränkten Kreis der Infektionskrankheiten in Betracht kommt, ein Kreis, der sich allerdings mehr und mehr erweitert hat und wohl auch in Zukunft noch mancherlei Zuwachs erfahren wird. Nach unseren heutigen Kenntnissen müssen wir den obigen Satz anders fassen, nämlich so: Ohne den spezifischen Erreger, kann die zugehörige Infektionskrankheit nicht entstehen, sie kann entstehen, sie muß aber nicht. Wir wissen heute, daß da noch der weitere, sehr wesentliche Faktor der Empfänglichkeit bzw. seines Gegenpols der Unempfänglichkeit, der Immunität gegenüber dem Krankheitserreger mit hereinspielt. Auch gewisse Abwehrvorrichtungen, über die unser Körper verfügt, sind hier von wesentlicher Bedeutung. Durchaus nicht alle Menschen, die cholera-bazillenhaltiges Trinkwasser genießen, erkranken an Cholera. Wir nehmen an, daß bei denen, die trotzdem gesund bleiben, die Cholera-vibrionen die schützende Barriere ihres saueren Magenlastes nicht zu durchbrechen vermochten. Es leuchtet danach ein, daß in solchen Fällen auch die größere oder geringere Menge der aufgenommenen Krankheitserreger, mit andern Worten die Quantität des Infektes, nicht bloß seine Qualität ausschlaggebend sein kann. Auch dafür, daß unser Körper zeitweise oder dauernd für eine bestimmte Infektion ein ungeeigneter Nährboden ist, sodas der eingedrungene Erreger nicht krankmachend wirken kann, gibt es Beispiele genug. Abgesehen von der durch das Ueberstehen mancher Infektionskrankheiten diesen gegenüber erworbenen Immunität sei auf die sogenannten Bazillenträger hin verwiesen. Manche Menschen beherbergen lange Zeit in ihren Nasenhöhlen Diphtheriebazillen, andere Typhusbazillen in ihrer Gallenblase. Sie bleiben selbst gesund, können aber für Andere zu Ansteckungsquellen werden, zugleich ein Beweis, daß es sich bei ihnen um infektiöses Material handelt.

Es mußte auf diese Dinge etwas ausführlicher eingegangen werden, um zu zeigen, daß Martius mit vollem Recht und aus guten Gründen in seiner oben angeführten Krankheitsdefinition sagt: „Eine Krankheit ist weder ein Wesen (ein Entz, wie ein Bazillus) noch eine Eigenschaft, sondern ein Vorgang.“ Auch Krehl nimmt hierauf Bezug, wenn er in der neuesten Auflage seiner

pathologischen Physiologie sagt: „Die Veranlassung zur Krankheit stellte man sich ebenfalls zu einfach vor; stürmische Forschungen konnten sie sogar in einem einzigen äußeren Moment, z. B. einem Bazillus sehen.“

Daß die Krankheit keine Eigenschaft ist, daß und warum alles Zuständliche, selbst wenn es mit einer Funktionsstörung verknüpft ist, aus dem eigentlichen Krankheitsbegriff auszuschalten wurde früher schon begründet. Dafür, daß es nun nicht immer leicht fällt, von der Vorstellung loszukommen, die Krankheit sei ein selbständiges, für sich existierendes, gleichsam greifbares Wesen, möchte ich noch einen weiteren Grund anführen, nämlich die Unvollkommenheiten unseres sprachlichen Ausdrucks. Ich weiß, daß am besten durch Beispiele belegen können. Wir sagen die Grippe ist über Europa weggezogen. Das ist derselbe sprachliche Ausdruck, wie wenn wir im Wetterbericht lesen, eine Depression, ein Luftwirbel ist über Europa weggezogen. Dabei sind letzteren ja auch keine selbständigen Wesen, sondern sie sind Vorgänge in der Atmosphäre, aber doch Vorgänge materieller Natur, die für jedermann im Stande des Barometers sichtbar, die für jedermann als bewegte Luft, als Wind und im ganzen Witterungscharakter ohne weiteres fühlbar sind. Im Gegensatz hierzu ist mit aller Schärfe zu betonen, daß Krankheit stets und unter allen Umständen an die Einzelpersonlichkeit gebunden ist. Sie ist niemals ein universeller allgemeiner Vorgang, selbst bei der ausgedehntesten Epidemie nicht. Sie ist u. bleibt stets ein Vorgang am Einzelindividuum, ein individueller Vorgang. So ist auch in extremer Ausdrucksweise der früher schon zitierte Prof. Wunderlich (Handbuch der Pathologie und Therapie Bd. 1, S. 111): „Man kann in gewissem Sinne sagen, es gibt gar keine Krankheiten, sondern nur gestörte Organismen, kranke Individuen, kranke Organe.“ Wunderlich, augenscheinlich ein besonders kritischer Kopf liebt überhaupt paradox klingende Aufstellungen. Er hält es im allgemeinen für unmöglich und für unnütz, einen wissenschaftlich-theoretischen Krankheitsbegriff zu formulieren. Man könne sich eigentlich für den alltäglichen praktischen Gebrauch an das halten, was der Laie sich darunter denke. Er sagt z. B.: „Es entscheidet das praktische Bedürfnis, welches verlangt, daß, unbeschümmert um künstlich-theoretische Einteilungen, gewisse Arten des Seins und Geschehens am menschlichen Körper der Gegenstand besonderer Beachtung für eine Klasse von Technikern werden sollen. So sonderbar es lauten mag, so wahr ist es in einem gewissen Sinne: weil es Ärzte gibt, gibt es eine Pathologie“ und später: „Wir müssen das Kranksein als eine Lebensart des Organismus und seiner Teile ansehen, die solche Verhältnisse mit sich bringt, daß sie die besondere Aufmerksamkeit, die praktische Fürsorge oder einen Eingriff von Seiten des Arztes herausfordert.“ Kürzer ausgedrückt, wäre also danach das Wesen der Krankheit damit charakterisiert, daß die Ärzte sich mit ihr beschäftigen. Eine ebenso originelle wie ansehbare Begriffsbestimmung. Ein weiteres Beispiel für die Unvollkommenheit unseres sprachlichen Ausdrucks: Wir sagen: Frieschen hat Scharlach bekommen, wie wir auch sagen: Frieschen hat Schokolade bekommen. Dabei ist Schokolade etwas Wirkliches, Greifbares, sogar etwas Echbares. Und es ist noch bei gleichem Ausdruck ein weiterer Unterschied. Wenn Frieschen zu seiner Schokolade in nähere Beziehung tritt, so wie er dies mit dem Scharlacherreger tut, d. h. wenn er seine Schokolade gegessen und verdaut hat, so hört sie auf Schokolade zu sein. Im anderen Fall tritt das, wovon wir sprechen, nämlich die Scharlachkrankung, da erst in Erscheinung. Wenn wir aber mit derselben Redewendung sagen: Frieschen hat Schläge bekommen, so handelt es sich um einen reinen Vorgang ganz ähnlich dem der Erkrankung. Wir könnten ja den Vorgang der erhaltenen Schläge so definieren: Er besteht darin, daß als Strafe für eine begangene Untat ein von der Hand des Vaters geführter Stock mit einem gewissen Körperteil Frieschens in mehrfache, unsanfte und schmerzhaft Verwundung tritt.

Noch ein weiteres sprachliches Moment scheint mir nicht ohne Bedeutung für das gewissermaßen instinktive Festhalten an einer ontologischen Auffassung des Krankheitsbegriffes. Unsere Krankheiten haben ja Namen, deutsche sowohl wie lateinische bzw. griechische. Sie haben vielfach sogar zwei Namen, einen der das Genus und einen der die Spezies bezeichnet. Wir unterscheiden so beispielsweise verschiedene Arten von Mandelentzündungen, von Lungen- oder Brustfellentzündungen im sprachlichen Ausdruck genau so, wie wir in der Botanik mehrere Arten von Primeln oder von Weiden und in der Zoologie mehrere Arten von Elefanten oder Büffeln durch die systematische Nomenklatur auseinander halten. Dabei sind Pflanzen und Tiere sichtbare und greifbare lebende Wesen, die Krankheiten sind es aber nicht. Es ist gewiß kein Zufall, daß die ontologische Krankheitsauffassung in besonderer Blüte stand in der Zeit, wo man sich abmühte, nach dem Vorbild des Linné'schen (Linné 1707—1778) und anderer Pflanzensysteme Krankheitsysteme und Klassifikationen aufzustellen. Linné selbst konstruierte so elf Klassen von Krankheiten, ein anderer, Wils. Cullen (gest. 1790), deren nur vier, welche aber wieder je fünf, vier, drei und sieben Ordnungen umfaßten, ein dritter endlich Ernest de Grassi (gest. 1829) brachte sogar 41 Klassen heraus. Da die Unterscheidung der damals bekannten Krankheitsformen nach rein äußerlichen Merkmalen geschah, wurde dabei

Zusammengehöriges auseinandergerissen und einander innerlich Fremdes gewaltsam zusammen gepreßt.

Doch kehren wir wieder zu der Martius'schen Krankheitsdefinition zurück. Bei dem Ausdruck: Krankheit ist ein Vorgang, vermissen wir einen ausdrücklichen Hinweis darauf, daß sich dieser Vorgang ausschließlich innerhalb organischer Lebenserscheinungen bewegt. Dem entspricht auch durchaus unser Sprachgebrauch. Von einem leblosen Gegenstand, z. B. von einer Maschine oder von einem Uhrwerk sagen wir, sie sind schadhaft oder zerbrochen, niemals aber sie sind krank. Wenn wir von einem kranken Volkskörper, von einer kranken Volkswirtschaft sprechen, so geschieht dies bewußt in bildlich übertragenem Sinne.

Der weitere Ausdruck bei Martius „und zwar ein abwegiger, dem Organismus schädlicher Vorgang“ bedarf gleichfalls einer Erläuterung. Das uns etwas ungewohnte Wort abwegig heißt doch wohl abseits vom richtigen, gewöhnlichen Weg. Hier tritt also die Abweichung vom Gesunden, der Gegensatz zu demselben in Erscheinung. Hier fehlt für mein Empfinden, das sich damit, ich möchte sagen, der öffentlichen Meinung anschließt, eine Andeutung, daß sich dieser abwegige Vorgang auch subjektiv als etwas Störendes, Widriges und Funktionshemmendes fühlbar macht. Es wurde oben auf die Begriffsbestimmung hingewiesen, die Prof. Krehl für die normalen Lebensvorgänge, also für die Gesundheit gibt. Als Kriterium derselben verlangt er, daß die betr. Individuen sich gesund fühlen, ihre natürlichen Aufgaben verrichten können. Ich meine, was der Gesundheit recht ist, das ist der Krankheit billig, d. h. wir dürfen bei der letzteren das subjektive Moment, das Gefühl, krank und in den natürlichen Aufgaben gehemmt zu sein, nicht bei Seite lassen. Der hervorragende Arzt und Kenner gesunder und kranker Menschen Kufmann hat einmal gesprächsweise geäußert: „Jeder Mensch ist so krank, als er sich fühlt.“ Die griechische Sprache hat für Krankheit zwei Worte: *he nosos* & *to pathos*, die ja in den Wortbildungen Nosologie und Pathologie medizinische termini technici geworden sind. In sehr feiner Unterscheidung bedeutet *Nosos* die Krankheit schlechthin, wie sie für den objektiven Beobachter in Erscheinung tritt, *Pathos* dagegen — auf psychischem Gebiet bedeutet es bekanntlich auch Leidenschaft — das *Leiden* durch die Krankheit, also *Kranksein* im subjektiven Sinne. Ich bin mir dabei wohl bewußt, daß man sich mit dem subjektiven Krankheitsgefühl auf ein unsicheres und schwankendes Gebiet begibt. Es gibt bekanntlich Menschen, die bei einem harmlosen Schnupfen, den ein anderer kaum beachtet, sich schwer krank und leistungsunfähig fühlen, es gibt auch objektiv gesunde Menschen, die unter einer eingebildeten Krankheit schwer leiden. Andererseits beobachten wir Ärzte gelegentlich Fälle, wo jemand ein schweres, selbst lebensbedrohendes Leiden lange mit sich herumträgt, ohne etwas davon zu merken, oder dadurch gestört zu sein. Ein solcher Mensch ist also objektiv anatomisch gesprochen, krank, schwer krank, subjektiv ist er völlig gesund. Wir haben oben wieder ein Gebiet der fließenden Übergänge und Zwischenstadien, wo die Vorgänge in der Natur unseren Bemühungen, scharfe Trennungslinien zu ziehen, sie zu rubrizieren und zu klassifizieren, ein Schnippchen schlagen.

Die Martius'sche Definition bezeichnet weiterhin die Krankheit als einen dem Organismus schädlichen Vorgang. Das trifft allgemein gesprochen für die Tatsache, daß es überhaupt Krankheiten gibt, und daß wir Menschen — wie übrigens auch Tiere und Pflanzen — ihnen unterworfen sind, sicher zu. Durchaus nicht immer aber, wenn wir in das Detail der Krankheitserscheinungen gehen. Wir fassen da doch manches, speziell wieder bei den Infektionskrankheiten, wie z. B. das Fieber auf als den Ausdruck einer abwehrenden Funktion des befallenen Organismus gegenüber der eingedrungenen Schädlichkeit. Es sind das also unter Umständen direkt nützliche, jedenfalls aber nicht schädliche Vorgänge. Diese Auffassung ist auch durchaus nicht etwa neu. Hat doch schon der berühmte englische Arzt Thomas Sydenham in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts akute Krankheiten als das Bestreben und eine Gegenwirkung des Organismus angesehen, die den Angriff schädlicher, äußerer Einflüsse in für ihn günstiger Weise abwehren.

Wir kommen nun zu einem sehr wichtigen Teil unserer Krankheitsdefinition, nämlich zu der Frage nach den Krankheitsursachen. Das Bedürfnis, überall und in erster Linie nach dem Warum und Woher zu fragen, das sogenannte Kausalitätsbedürfnis ist dem Menschen angeboren. Schon Kinder sind bekanntlich in

dieser Richtung lebendige Fragezeichen. Uns Ärzten fällt immer wieder auf, daß unsere Kranken zuerst die Frage aufwerfen, woher kommt das, woher habe ich das, während doch die andere Frage, wie wird die Sache verlaufen und wie wird sie enden, für sie praktisch viel wichtiger wäre. Wenn dann jemand nach längeren und eingehenden Erwägungen glaubt festgestellt zu haben, daß er sich seinen Kartarrh oder seinen Rheumatismus an der oder der zugehörigen Straßenecke oder daß er sich seine Grippe nachmittags 5.23 Uhr in der Elektrischen zwischen Herren- und Waldstraße, wo ihn sein Nachbar angehustet hat, geholt hat, so fühlt er sich wesentlich erleichtert und trägt seine Krankheitsbeschwerden mit größerem Gleichmut. Uebertroffen wird dann dieses Kausalitätsbedürfnis nur noch von der Kritiklosigkeit, mit der solche ursächliche Zusammenhänge konstruiert und geglaubt werden.

Martius sagt, der Krankheitsvorgang werde scheinbar spontan oder häufiger durch irgend eine erkennbare *Causa externa* ausgelöst. So einfach und klar liegen nun die Verhältnisse höchstens bei den Infektionskrankheiten. Hier genügt ja die Tatsache des Infektes auf der einen Seite und das Vorhandensein der Empfänglichkeit, oder wie man neuerdings sagt, die Krankheitsbereitschaft andererseits, um die Krankheit zustande kommen zu lassen. Ich kann es aber nicht für richtig und zweckmäßig halten, daß man immer wieder die Infektionskrankheiten, weil hier die Verhältnisse einigermaßen übersichtlich liegen, als Paradigmen für alle anderen Krankheiten und deren Kausalzusammenhänge nimmt. Sobald wir uns nämlich auf andere Krankheitsgebiete begeben, wie z. B. auf das der sogenannten Konstitutionskrankheiten oder der Stoffwechselfrankheiten, oder gar der Nervenerkrankheiten, stehen wir vor einem wahren Rattenkönig von Ursachen, Mitursachen, Gelegenheits- und bloß auslösenden Ursachen, von Bedingungen und disponierenden Momenten, von fehlender Abwehr und fehlenden Hemmungen, daß im Einzelfall dieser verworrene und verfilzte Knoten überhaupt oft nicht zu lösen ist. Ich möchte versuchen, das Gefagte an dem früheren Beispiel vom Frieschen, das Schläge bekommt, deutlich zu machen. Damit dieser Vorgang wirklich zustande kommt, ist das Zusammenwirken einer ganzen Menge von Umständen nötig. Fällt nur ein Glied aus, oder tritt irgendwo eine wirksame Hemmung ein, so unterbleibt der ganze Vorgang. Zunächst muß Frieschen etwas Strafwürdiges angestellt haben. Sagen wir, er hat gelogen. Das hat er aber schon öfters getan. Seither ist er mit einem Verweis davongekommen, im Wiederholungsfalle sind ihm aber Schläge angedroht. Es gibt auch Krankheiten, die sozusagen nicht auf Anstich entstehen, sondern wo ein ursächliches Moment wiederholt in Aktion treten muß. Sodann muß Frieschen's Delikt festgestellt sein durch ein Geständnis oder durch einen Indizienbeweis. Ferner muß der Vater den Entschluß fassen, nun wirklich zur Exekution zu schreiten, dazu muß er aber einen Stock zur Hand haben, vor allem muß er seinen Sprößling selber haben, denn wenn der ihm durchbrennt, kann er ihn nicht hauen. Endlich dürfen gewisse Hemmungen nicht eintreten, wie z. B. daß Frieschen reumütig um Verzeihung bittet und noch einmal beugadigt wird, oder daß die mitleidige Mutter dem Strafvollzug in die Arme fällt. Ich bin mir natürlich wohl bewußt, daß Vergleiche zu hinken pflegen, manchmal auf beiden Seiten. Es kam mir ja nur darauf an, zu zeigen, wie für das Zustandekommen eines einfach erscheinenden Vorganges wie Frieschen's Prügelstrafe oder eine Krankheit ein ganzer verwickelter Komplex ursächlicher Momente nötig ist, die wie die Zahnräder eines Uhrwerkes ineinander greifen müssen. Unvoreingenommene Ärzte waren sich darüber schon immer klar. So versuchte man durch die verschiedenen Krankheitsursachen je nach ihrer Wertigkeit einzuteilen und zu rubrizieren. Man hatte dafür Bezeichnungen wie *Causae absolutae* und *Causae sufficientes*. Die *Causae proximae* und *occasionales* wurden den *Causae praedisponentes* gegenüber gestellt, ferner unterschied man noch *accessorische Ursachen* und *Cumulativursachen*. Unter diesen Rubriken wären für die Krankheiten unterzubringen Einflüsse u. Ursachen, wie Rasse, Geschlecht und Lebensalter, Klima und Witterung, Schädlichkeiten durch Nahrung, Wohnung und Kleidung, durch Beruf und Lebensweise, Mißbrauch von Genuß- und Arzneimitteln, direkte Gift- und Infektionswirkungen, Körperliche und seelische Strapazen, der ganze Komplex, den man als soziale Umwelt zu bezeichnen pflegt, endlich Körperliche und seelische Konstitution und als Letztes, aber nicht Geringstes, noch die Vererbung. (Schluß folgt.)

## S. Reichenberger / Griechische Vasenmalerei

Zur Einführung in die Karlsruher Vasensammlung\*.)

Man nennt das 19. Jahrhundert gern das Zeitalter der Naturwissenschaften. Dabei darf man nicht übersehen, daß die Kulturwissenschaften in vielen Stücken ihre Begriffswelt fast ebenso stark erweitert und umgestaltet haben; nur daß diese Fortschritte nicht

so stark ins Auge fallen, weil sie nicht unmittelbar in unserem täglichen Leben sich auswirken. Auf kaum einem Gebiet haben wir so unendlich viel zugelehrt wie in der Kunde von der Griechenvelt. Unendlich haben sich unsere Vorstellungen bereichert, wenn wir sie mit deren Windelmanns, Vossings, Goethes vergleichen! Der Spaten ist es, der uns im 19. Jahrhundert den Blick in bisher ganz unbekannte Welten geöffnet hat.

\* Nach einem Lichtbildervortrag des Verfassers im Karlsruher Geschichts- und Altertumsverein.

Vor weniger als hundert Jahren war es, als auf dem Boden des alten Etruriens eine zahllose Menge Tongefäße aus Licht stieg, geschmückt mit den feinsten Zeichnungen, Darstellungen aus der griechischen Sage oder Bildern aus dem Leben. Etrurische Vasen nannte man sie, und erst allmählich kam man dahinter, daß es Werke sind, die von dem genialsten Stamme des genialen Griechenvolks, von den Achaern, geschaffen waren und auf dem Handelswege zu dem mächtigen und kaufkräftigen Volke der Etrusker gelangt waren. Zahllose Gefäße dieser Art wurden auch in Unteritalien bei fieberhaft betriebenen Ausgrabungen entdeckt. Eine nicht unbeträchtliche Zahl gelangte nach Karlsruhe; Baden leistete sich in jenen seligen Tagen vormärzlicher deutscher Kleinstaaten einen Geschäftsräger beim Vatikan, den Rittmeister *Maler*, der mit glücklicher Hand schöne Stücke für seinen Heimstaat zu erwerben wußte. Sie bilden den Grundstock unserer wertvollen Sammlung griechischer Vasen; im Laufe der Jahrzehnte eröffneten weitere Ausgrabungen, in Griechenland, im ägäischen Meer, immer tiefere Einblicke, immer weitere Ausblicke; und auch unsere Sammlung wurde aufs glücklichste vermehrt. Heute wird sie, was nicht viele Leute außerhalb der engen Fachkreise wissen, in Deutschland nur von den herrlichen Sammlungen in Berlin und München an Bedeutung übertroffen. Leider werden diese Schätze nicht so viel betrachtet, wie sie es verdienen. Das mag daran liegen, daß die Gefäße und ihre Dekoration ihre eigene Sprache sprechen, die einer Verdolmetschung bedarf, wenn wir ihre Trefflichkeit und ihren Wohlklang verstehen wollen.

Eine Frage sei zunächst beantwortet, über die der Eingeweihte freilich lächeln wird. — Ja, es sind lauter Originale, keine Nachbildungen. Diese Gebilde sind wirklich hervorgegangen aus den kunstreichen Händen von Töpfern und Malern, die dieselbe Luft geatmet haben, wie Solon, wie Perikles, wie Aeschylos und Sophokles, wie Platon und Alexander.

Von jeher hat man die Zweckmäßigkeit der Gefäßformen gerühmt, der zweihenkligen Vorratsgefäße (Amphoren), der dreihenkligen Wasserkrüge (Hydrien), der weit sich öffnenden Mischkrüge (Krater) — man könnte sie die antiken Bowlen nennen —, der eleganten enghalsigen Delkrüglein, der Trinkschalen und wie sie alle heißen mögen. Und doch dienten die Gefäße, die wir hier sehen, keineswegs dem Zweck, den sie so deutlich aussprechen. Sie wären dazu vielfach zu klein, andere zu groß, alle zu dünnwandig gewesen. Sie sind ja alle, durchweg alle in Gräbern gefunden und waren als fromme Beigabe, als Zeichen wehmütiger Pietät den Toten ins Grab mitgegeben. Und für diesen Zweck waren sie hergestellt; in genau den gleichen Formen, wie ihre dem Bedürfnis des täglichen Lebens dienenden Geschwister.

Am stärksten zieht an diesen Gefäßen die Dekoration der Außenflächen die Betrachtung an. Und es gewährt einen hohen Reiz zu beobachten, wie klar und folgerichtig sie sich entwickelt hat.

Schon im 2. Jahrtausend, noch bevor Griechen ums ägäische Meer wohnten, finden wir in Kreta eine Hochkultur, die wir durch die glänzenden Ausgrabungen des Engländer Evans seit ungefähr 1900 kennen gelernt haben. Die Töpferei war hochentwickelt. Aus Motiven der Pflanzen- und Seetierwelt, die teils naturalistisch behandelt, teils stilisiert erscheinen, entwickelt sich ein geistreiches Spiel mit Linien u. Farben, dessen sich ein Länger nicht zu schämen brauchte.

Plötzlich, etwa 1000 v. Chr., ein auffallender Rückschlag. Mit dem Einbruch griechischer Stämme aus dem Norden, man spricht von der dorischen Wanderung, verschwindet diese Dekoration völlig. Dafür eine rein geometrische, lineare Dekoration, nichts als Kreise, Vierecke, Mäander, Kreuze; auch Mensch und Tierdarstellung folgt diesen strengen Formen. Der Rumpf des Mannes wird zum gleichseitigen Dreieck. Wem fallen da nicht gewisse, moderne Richtungen ein? Zwei bis drei Jahrhunderte später dann, als die Griechen, ein See- und Handelsvolk geworden, in engerer Berührung mit dem Orient traten, wieder ein Einströmen völlig neuer Dekorativmotive aus dem Orient; Tiere des Ostens, Panther, Löwen, Antilopen, Wunderwesen, wie Sphinxen und Greife, werden in Zonen friedsartig um den Gefäßkörper gereiht.

Bald aber tritt der Mensch hinzu, er verdrängt langsam die Tierdecoration und beherrscht seit 800 das Feld. Wunderbar zu beobachten ist das geradezu leidenschaftliche Ringen um die Herrschaft über die Menschendarstellung. Zunächst alles altertümlich, steif und ungenügend, und doch von einer so unaemeinen Frische und Lebendigkeit, daß man die Freundlichkeit durchfühlt, mit der diese Bilder gemalt sind. Und zwar wurden den Figuren auf den hellbräunlichen Tonröden mit einem glänzend schwarzen Firnis aufgetragen, die Innenzeichnung wird eingeätzt. Der Frauenkörper wird durch Deckweiß unterschieden. Mit diesen Kunstmitteln erzählen die Maler in behaglicher Gesprächigkeit, was die Sagen von ihren Göttern und Heroen zu berichten wußten, von der Geburt der Athene, die gewappnet aus dem Haupte des Vaters Zeus hervorspringt, von der Hochzeit der Thetis, vom Kampf des Zeus mit Ungetümen, vom Weingott Dionysos und seinem ausdauernden Gefolge; dann wieder von Achill, von Odysseus — ein köstlicher Mischkrug unserer Sammlung zeigt in origineller Darstellung den Odysseus, wie er aus der Höhle der Kyklopen ent-

flieht —; vor allem die Taten ihres Lieblings Herakles werden sie nicht müde zu wiederholen.

Aber auch die umgebende Wirklichkeit wird offenen Blicks beobachtet und mit Geschick, oft mit Humor wiedergegeben. Wir sehen Frauen im Hause, Mädchen an Brunnen, Männer auf dem Markte, Handwerker bei der Arbeit, Jünglinge beim Wettkampf, Knaben in der Schule; vor allem aber Zecher beim Wein. Kurz, wir tun einen Blick in das Tun und Treiben, in das Denken und Fühlen, in das Streben und Wollen der Griechen; alles das spricht mit unmittelbarer Lebendigkeit zu uns.

Mit diesen Stoffen, in diesen Formen arbeiteten überall ums ägäische Meer emsige und geschickte Maler, nirgends emsiger und geschickter als in Athen, das seit 600 ungefähr immer energischer die Führung auch auf diesem Gebiet an sich riß. Bald beherrscht es ausschließlich den Markt, auch außerhalb von Hellas, und so kam, wie schon gesagt, die begehrte Ware auch zu den Etruskern.

In Athen war es auch, wo die letzten Schranken fielen, die die Technik der Vasenmalerei bisher gezogen hatte. Hier kam man auf den Gedanken: anstatt daß wir die schwarzen, silhouettenartigen Figuren auf den hellen Tongrund setzen, kehren wir das Verhältnis um! Wir firnissen den ganzen Grund und sparen nur die Figuren selbst aus, in der Farbe des Tongrundes! Das ist das Kolumbus! So erscheinen die Figuren in einer der Natur näher kommenden Farbe. Und so wird denn der schwarzfigurige Stil vom rotfigurigen abgelöst. Im Laufe des 5. Jahrhunderts, als nach den Perserkriegen in Athen im Gefolge politischer Macht und wirtschaftlichen Gedeihens das geistige Leben aufs herrlichste aufblühte, — es sei nur an den Staatsmann Perikles, die Dichterdichter Aeschylos, Sophokles, Euripides und Aristophanes, den Bildhauer Phidias, die Geschichtsschreiber Herodot und Thukydides, die Denker Anaxagoras und Sokrates erinnert — schenken uns auch die bescheidenen Vasenmaler eine unerhörte Fülle ihrer köstlichen Gebilde, unmittelbare Zeugen jener einzigartigen Zeit.

Ueberaus fesselnd ist es, zu verfolgen, wie die Zeichnungen — denn von solchen reden wir richtiger als von Gemälden — zuerst noch die Ecktigkeit und Herbigkeit des schwarzfigurigen Stils zeigen (gerade das wirkt ungemein reizvoll), und wie sie sich dann zu vollkommener Freiheit und Leichtigkeit in der Beherrschung der Körperstellung, und so zur edelsten klassischen Schönheit durcharbeiten. Und zwar vereint mit äußerster Sparsamkeit der Mittel, größter Schlichtheit, ja Keuschheit. Freilich wird mit der souveränen Beherrschung der Kunstmittel diese Zurückhaltung allmählich aufgegeben und dafür Pracht und Reichtum in Gewändern und Faltenwurf, sowie in der Zahl der Figuren angestrebt. Ein wertvolles Beispiel dieser Richtung ist die wunderschöne Hydria unserer Sammlung aus der Schule des Malers Meibias, die das Urteil des Paris darstellt; die Vase stammt aus der Zeit des peloponnesischen Kriegs (um 425).

Dieser Krieg aber, der die politische und wirtschaftliche Blüte Athens geknickt hat, wirkte auch verhängnisvoll auf die attische Vasenmalerei. Athen verlor infolge seines Zusammenbruchs — wie gut verstehen wir das heute! — den italischen und sizilischen Markt. Und zwar an Vasenfabriken, die in Unteritalien, hauptsächlich in Tarent, die Erzeugung aufnahmen. So gehört denn das 4. Jahrhundert den unteritalischen Vasen. Diese sind sofort zu erkennen an der großen Flohtheit, aber auch Nachlässigkeit der Zeichnung, an der Einführung der bisher gemiedenen perspektivischen Darstellung an gewissen Stellen, und an der Einführung einer Polychromie, die zu den bisher ausschließlich herrschenden Farben Rot und Schwarz noch Weiß, Gelb, Braun fügt. Jetzt haben wir wieder eine Vasenmalerei, und man spricht vom malerischen Stil der unteritalischen Vasen. Ein hervorragendes Stück dieser Richtung ist die bekannte 1,55 Mtr. hohe Pracht-Amphora unserer Sammlung, deren Hauptbild in figurenreicher Darstellung die Unterwelt zeigt. Hier hat das antike Paros seinen Einzug gehalten.

Nach solchen Leistungen gab es kein Darüberhinaus mehr. Bald nach Alexander dem Großen klingt die Vasenmalerei aus. Man hörte auf, Tongefäße mit Zeichnungen zu schmücken, an die Stelle trat Reliefgeschmuck. Auch Vasen dieser Gattung besitzt unsere Sammlung.

Diese Sammlung ist seit einem Jahr durch ihre Neuaufstellung im Schloß wirklich erst erschlossen. Im alten Gebäude waren die Vasen bei der Ungunst der Raumverhältnisse recht unübersichtlich geordnet. Ohne Vorkenntnisse war es nicht möglich, sich zurecht zu finden. Niemand wußte das besser und beklagte das mehr als der verstorbene Geheimrat Wagner. Jetzt ist die schöne Sammlung so zweckmäßig geordnet u. so überaus geschmackvoll im Schloß neu aufgestellt, daß es dem Auge wohl tut, zugleich aber die in diesem Aufsatz skizzierte Entwicklung sich mit Händen greifen läßt. Auch wer die Sammlung zu kennen glaubte, wird jetzt erst inne, wie ausgezeichnet alle wichtigen Gattungen vertreten sind. Und die schönen Räume — der eine verdankt seine architektonische Gestaltung Weinbrenner — geben einen wundervollen Rahmen dazu. Mögen diese Reilen manchen Leser zu einer Wanderung ins Schloß bestimmen. Hier findet er „goldene Früchte in silbernen Schalen.“